Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., den 8. Sept. 1899. Jahrgang 20. No. 1.

Kunst, Wissenschaft und Gewerbe.

Gefahr im tropischen Urwald.

Wer den Urwald nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, kann sich von ihm mit allem Phantasiereichthum doch niemals eine richtige Vorstellung machen. Dieses Pflanzengewirr, fußhoch vermodert am Boden, himmelhoch anstrebend in gigantischen Baumrecken, wuchernd in undurchdringlichem Buschwerk und in alles überkletternden und verknüpfenden Schlingpflanzen, spottet schlechterdings jeder die Natur auch nur annähernd erreichenden Beschreibung; daß es kein Kinderspiel ist, in diesen Dornröschenwald einzudringen, das erfährt so mancher tüchtige europäische Jäger, der an Pirschgänge in den dichtesten und ungepflegtesten Wäldern Europas gewöhnt war und sich die Jagd im Urwald nicht viel schwieriger als jene „Spaziergänge mit Hindernissen“ vorgestellt hatte.

Im Allgemeinen wird denn auch von erfahrenen Jägern im eigentlichen Urwald nicht gejagt, ohne daß eingeborene Gehülfen das Terrain erst einigermaßen sondiren und halbwegs gangbare Pfade auskundschaften oder oberflächlich herstellen zu lassen, denn in den meisten Fällen wäre ja kaum auf Beute zu rechnen, da man sich nicht ohne Geräusch vorwärts bewegen kann. Man betritt also den wirklichen Urwald nur in Verfolgung gewisser Thiere, die sich durch einen herankommenden Menschen nicht stören lassen, beschränkt sich aber im Uebrigen entweder gänzlich auf den Anstand in den Wildwechseln oder auf Pirschgänge im offenen Terrain, an den Waldrändern, in Pisanghainen, Lalangfeldern, oder wo man sonst durchkommen kann. Der Leser dringe einmal in eine der großen Wasserscheiden zwischen zwei Flüssen auf Sumatra ein, um ein angeschossenes Nashorn aufzuspüren oder einen Orang-Utang oder Argusfasan vor das Rohr zu bekommen, und sehe wie es da aussieht.

Das Erste, was den Jäger empfindlich berührt, ist der absolute Mangel an Uebersichtlichkeit des Terrains, denn selbst auf den Bodenerhöhungen gestattet die compacte und pfadlose Wildniß nicht den geringsten Ausblick. Da gilt es nun, sobald man das urbare Land verläßt, sich mit dem Waidmesser einen Pfad zu bahnen, und selbst da, wo man einen eingeborenen Gehilfen zur Verfügung hat, ohne welchen das Betreten des eigentlichen Urwaldes unter allen Umständen ein Wagniß ist, bleibt für das Messer noch genug Arbeit, auch nachdem sich so ein geschmeidiger Bursche bereits durchgewunden hat. Man arbeitet sich also in dem Pflanzengewirr unter stetigem Kappen und Zurseiteräumen der abgehauenen Zweige und vor allem der Schlingpflanzen vorwärts, hat unaufhörlich hier eine Schlinge, die sich um das Gewehr oder einen Arm gelegt, dort eine Ranke mit Widerhaken, die den Aermel oder Hut erfaßt hat, zu durchschneiden oder wo das wegen der zähen Nachgiebigkeit derselben nicht möglich, sorgsam zu lösen und trotzdem stets darauf muß achten, daß die Flinte erstens schußbereit ist und zweitens den Begleiter nicht gefährdet.

Dabei schreitet man nicht etwa auf ebenem oder überhaupt in irgend einer sichtbaren Neigung sich auf- oder abwärts erstreckendem Boden hin, sondern auf einer weichen, aus colossalen Massen verwesender Pflanzenstoffe bestehenden Schicht, welche die unzähligen tiefen und weiten Löcher und Unterhöhlungen des Bodens sowie die steilen Zwischenräume im Wurzelgewirr ausfüllt, dem auftretenden Fuß keinen Halt gewährt und den Jäger stellenweise bis über die Knie einsinken läßt. Hat man sich aus einem trügerisch überdeckten Loch herausgearbeitet, so steht man plötzlich vor der mannshoch ausladenden, bretterdicken Seitenwurzel eines der Urwaldriesen, die wohl oder übel überkletert werden muß, da eine Umgehung noch zeitraubender und mühevoller wäre; und ist die Wurzel überwunden, so sieht man sich einem Kalubigestrüpp mit seinen furchtbaren Dornen, einem Rottandicicht mit seinen tausend und abertausend feinen Widerhaken oder gar einem morastigen breiten Tümpel gegenüber, den man bis an die Brust in Wasser und Schlamm durchwaten muß. Da man sich auf weite Umgehungen nicht einlassen kann, so müssen einzelne Durchgänge zwischen den gigantischen Bäumen trotz aller Hindernisse genommen werden, mögen die Kleider auch an allen Ecken und Enden hängen bleiben und schließlich zerreißen, von den mehrere Zoll langen und nadelscharfen Kalubistacheln durchstochen und zerfetzt, Füße und Hände zerschunden und blutig sein.

Glaubt man, ein Haupthinderniß glücklich überwunden zu haben, so bietet sich stets ein noch größeres; auf den Tümpel folgt ein halbverwester, querliegender Baumstamm, der vielleicht 10 Fuß dick ist und in seiner Rundung und schlüpfrigen, äußeren Verwitterungsschicht nirgends einen Halt bietet, oder gar ein gegen die Richtung des Vordringenden gestürzter Baumriese, der seine unzähligen vertrockneten Aeste entgegenstreckt. Besteigt man einen solchen daliegenden Stamm, in der Hoffnung, auf ihm entlang gehend, eine Reihe von Hindernissen vermeiden zu können, so wird man unangenehm enttäuscht durch die Wahrnehmung, wie wenig Halt die feuchte, weiche Rinde gewährt und riskirt außerdem ein sehr gefährliches Durchbrechen in das Innere des meistens gänzlich ausgefaulten Stammes. Hier und da scheint der düstere Wald sich aufzuhellen, man arbeitet sich mühsam nach der helleren Stelle, um zu finden, daß nur ein größerer Wassertümpel das Dickicht unterbricht, oder vielleicht ein Stück Lalang, (mannshohes, scharfhalmiges Gras), in dessen mit einander unten gänzlich verfilzten Stengeln ein Vorwärts kommen erst recht unmöglich ist.

Zwischen den Bäumen steht hier und dort ganz harmlos aussehendes Gesträuch, das man sorglos durchstreift, um wenige Secunden danach an dem unerträglichen Brennen zu erkennen, daß man das berüchtigte Dschelatang berührt hat, während der allenthalben von dem dichten Blätterdach und den verwitternden Baumrinden niederrieselnde feine Staub sich mit dem Schweiß der Haut vermischt, unter die Kleider dringt und das intensive Hitzegefühl durch Jucken noch vermehrt. Die Hitze ist überhaupt im Innern des Urwaldes kaum geringer als im Freien, ja sie erscheint sogar, da jeder Luftzug abgeschlossen ist, in der dumpfen und schwülen Atmosphäre doppelt drückend.

Aber es ist nicht genug mit der an sich schon höchst unbehaglichen Lage des Jägers, es kommen auch noch lebendige Feinde dazu, ihm den Aufenthalt im Urwald gründlich zu verleiden. Da macht vor Allem ein Schwarm blutgieriger Moskitos, die über Tag nur im Schatten ihr Wesen treiben und die helle Sonne scheuen, unausgesetzt die hartnäckigsten Angriffe auf Hände, Gesicht und Nacken, bis die Haut von Hunderten von Stichen durchbohrt und überall mit Blut besudelt ist. Da eilen ferner die unheimlichen Landblutegel, die Padschats, von allen Seiten herbei, um das warmblütige Geschöpf, das ihnen durch ihre feine Witterung verrathen ist, blutdürstig anzufallen. Ueberall, auf den Blättern am Boden und an den Halmen und Sträuchern arbeiten sie sich nach Art der Spannraupen mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und Behendigkeit vorwärts, und weder Mensch noch Thier vermag sich einen Weg durch das Gesträuch zu bahnen, ohne daß es einer Anzahl der ungebetenen Schmarotzer gelänge, sich an das willkommene Opfer anzuhängen. Dem Jäger kriechen sie, den bindfadenförmigen Leib weit ausdehnend, durch die engsten Maschen seiner Strümpfe und beginnen ihr blutiges Mahl, ohne daß er es merkt, denn die durch die Blutegel geschlagenen Wunden haben die Eigenthümlichkeit, erst dann zu schmerzen, wenn diese gesättigt sind und sich haben fallen lassen, worauf das Blut reichlich nachläuft und sich ein unerträgliches Jucken einstellt, ganz ähnlich wie bei den Moskitobissen. Aber auch wenn der Jäger einen Blutegel, der vielleicht besonders herzhaft saugt, rechtzeitig entdeckt, so darf er ihn nicht etwa losreißen, weil er damit das durch die drei gegen einander greifenden Fangzähne des Blutegels erfaßte Stückchen Haut mit herausreißen und dadurch eine nur schwer heilende Wunde verursachen würde, die überdies im Walde leicht verunreinigt und inficirt werden kann. Man muß ihn also saugen lassen oder durch Brennen mit der Cigarre zum Loslassen bewegen. Noch schlimmer aber als die Padschats sind die Lintas oder sogenannten Pferdeblutegel, die in den Tümpeln und kleinen Wasserläufen ihr Wesen treiben. Diese gefährlichen Thiere in der Größe eines Kinderfingers saugen sich derartig voll, daß sie die Größe einer ziemlich ansehnlichen Bratwurst erreichen können, und hinterlassen Wunden, deren Blutung nur mit Mühe gestillt werden kann.

Zu den Blutegeln und Moskitos gesellen sich als Dritte im Bunde die Ameisen, um dem Eindringling die Leiden im Urwald für alle Zeiten ins Gedächtniß zu prägen. In zahllosen Schaaren laufen sie überall am Boden und an den Bäumen und dem Gesträuch herum und betrachten jede Störung als eine persönliche Beleidigung, die sie durch vereinten erbitterten Angriff zu sühnen haben. Besonders gefährdet ist der Jäger durch die großen hellrothen Raubameisen, die sich, wenn er zufällig an ein schwankes Bäumchen stößt, auf welchem sie ihr tugelförmiges Nest angelegt haben, zu Hunderten auf ihn niederfallen lassen und ihn derart mit ihren giftigen Bissen zuzurichten im Stande sind, daß er eine ernstliche Erkrankung mit starken Fiebererscheinungen davonträgt. Wenn ich nun noch erwähne, daß es auf den Wechseln der Wildschweine von Zecken wimmelt, daß man ganz leicht unverhofft mit einem rabiaten Wespenschwarm in Conflict kommen kann, indem man ganz unschuldigerweise ein Nest aufstört, daß einem fernerBaumschlangen und Tausendfüße auf den Kopf fallen und beißen, dazu Skorpione, auf die man zufällig tritt, in die Füße stechen können, so glaube ich, die Freuden der Jagd im Urwalde genugsam geschildert zu haben, und der Leser wird begreifen, daß der ermattete, verdurstete, zerstochene, versengte, ausgesogene, zerbissene und zerschundene Jäger durchaus kein Verlangen mehr trägt, ein bösartiges Rhinoceros hinter dem nächsten Baume hervorlugen zu sehen, sondern den geradesten Weg nach Hause einschlägt, wo er in einem beklagenswerthen Zustand eintrifft und sich im Badezimmer wieder in einen civilisirten Menschen umzuwandeln trachtet.

Aber es giebt ja trotz alledem passionirte Jäger, die sich von allen diesen Leiden und Qualen nicht abschrecken lassen, wochenlang im Walde auszuhalten und an Zähigkeit und Unempfindlichkeit es geradezu mit dem von ihnen verfolgten Dickhäuter aufnehmen. Diese Männer sind es denn auch, die den wirklichen Genuß der tropischen Jagd ganz auskosten, aber gerade mit dem längeren Verweilen in der Wildniß setzen sie sich wiederum besonders großen Gefahren aus. Schon das Lagern ist eine schwere Strapaze, wenn man nicht zufällig das Glück hat, einen trockenen baumfreien Platz zu erreichen, was selten vorkommt. Oft genug ist der Jäger gezwungen, in sumpfigem Terrain zu übernachten, ja seine Hängematte geradezu über dem fäulnißerfüllten, stinkenden Wasser aufzuknüpfen, wo Millionen Moskitos in der schwülen, feuchten Luft vegetiren, während der Nacht trotz Feuer und Rauch (vorausgesetzt, daß man ein Feuer anmachen kann) in Schwärmen über die ermatteten Menschen herfallen und sie zwingen, trotz der erstickenden Hitze sich gänzlich in Wolldecken einzuhüllen und so sehnsüchtig dem Tage entgegenzuschwitzen. Ein tüchtiger Fieberanfall ist die gewöhnliche Folge solcher gefährlichen Biwaks, und was es heißt, einen Kranken viele Meilen weit durch eine derartige Wildniß zu schaffen oder vielmehr als Kranker geschafft zu werden, davon wird man sich nach dem Gesagten wohl einen Begriff machen können.

Abgesehen von den Verwundungen, die durch Insectenbisse und Stiche, durch Dornen etc. vorkommen, wird der Jäger ferner im Urwalde unausgesetzt von niederfallenden abgestorbenen Baumästen und Früchten bedroht. Dies ist natürlich ganz besonders der Fall während eines Unwetters, und wer einmal einen Sturm oder gar Orkan im Urwald erlebt hat, der wird sich bei dem geringsten Anzeichen von schlechtem Wetter wohl besinnen, bevor er eine Excursion wagt. Ich machte einmal einen solchen Orkan mit, als ich an einem Spätnachmittage auf dem Heimwege war und werde den Aufruhr, der rings um uns tobte, nie vergessen. Hageldicht schossen die abgerissenen Waldfrüchte, manche von ziemlicher Größe, und die zerschlagenen Zweige herab, während hier und da mit dumpfem Krach schenkeldicke Aeste niedersausten und von Zeit zu Zeit ein abgestorbener oder unterwühlter Baum donnernd und erderschütternd niederstürzte. Zum Glück fand ich mit meinen Begleitern einen „Rambong“ (Guttaperchabaum), dessen weitausgestreckte Luftwurzeln uns einigermaßen Schutz gewährten, so daß wir bei einem mühsam unterhaltenen Feuer bis auf die Haut durchnäßt das Unwetter abwarten konnten. Wer indessen das Unglück hat, von einem Erdbeben im Urwald überrascht zu werden, der dürfte wohl ziemlich sicher verloren sein; denn wie da die altersschwachen und besonders auch die überhängenden Bäume durcheinanderstürzen, ist geradezu furchtbar.

* * *

Sternschnuppen und Meteore.

Von Dr. L. Goos.

So bekannt die Erscheinung der Sternschnuppen ist, so räthselhaft war in früheren Zeiten die Entstehungsart. Das Volk glaubte fest, daß die Sterne sich schneuzten, daher auch der Name. Selbst die Gelehrten vergangener Jahrhunderte glaubten, es seien Theile der Sterne und sie hielten sogar den gallertartigen, leuchtenden Schleim, den man oft im Herbst auf Wiesen findet, für heruntergefallene Sternschnuppen-Materie. Lange hat diese falsche Ansicht geherrscht, bis die fortgeschrittene moderne Wissenschaft nachwies, daß dieser eigenthümliche Stoff auf den Wiesen halbverdaute Frösche und Schnecken seien, welche Wasservögel im Fliegen ausspeien. Die Untersuchung hat ergeben, daß diese Reste: Froschtheile und Schneckenhäuschen enthielten. Diese ausgeworfenen Speisereste haben oft die Eigenthümlichkeit, beim Herunterfallen zu phosphoresciren, zu leuchten, so daß der Irrthum, man habe es mit Sternschnuppen zu thun, erklärlich ist. Sternschnuppen sind Feuerkugeln; unter diesen versteht man Meteore, welche mit fixsternartigem Glanz einen Augenblick in der Atmosphäre leuchten und ohne Explosion wieder verschwinden. Die Sternschnuppen kennzeichnen sich durch einen schmalen, linienartigen Schweif. Ihre Geschwindigkeit ist etwas größer als die der Erde, etwa vier bis fünf Meilen in der Sekunde; ihre Höhe ist sehr verschieden, doch meistens beträgt sie 40 bis 50 Meilen.

Man unterscheidet die sporadischen von den periodisch wiederkehrenden Sternschnuppen. Die Zahl der sporadischen Sternschnuppen wächst mit der steigenden Nacht und fällt mit dem kommenden Morgen. Durchschnittlich fallen zu allen Zeiten des Jahres die sporadischen Sternschnuppen. Im Durchschnitt fallen Abends zwischen 6 und 7 Uhr 5 Sternschnuppen, gegen Mitternacht 10, um 3 Uhr die höchste Anzahl 15 bis 20, gegen 6 Uhr Morgens wieder nur 10.

Die periodische Wiederkehr größerer Sternschnuppenschwärme ist im Anfang unseres Jahrhunderts erkannt worden und zwar zuerst für den Sternschnuppenfall vom 10.—12. August, für den Novemberschwarm vom 12.—13. November 1883 hat man in Nordamerika etwa eine Viertel-Million Sternschnuppen in der Zeit von nur 9 Stunden berechnet. Aus dem plötzlichen Erscheinen so großer Mengen von Sternschnuppen, während kurz vorher oder nachher das stündliche Mittelmaß von einem Dutzend kaum überschritten wurde, läßt auf eine wolkenartige Anhäufung von Sternschnuppen schließen.

Die Sternschnuppen des Augustschwarmes haben ihren Strahlungspunkt meist im Stern Perseus, weshalb sie Perseiden genannt werden, während die Sternschnuppen des Novemberschwarems Leoniden heißen. Die Bewegung der Perseiden ist rechtläufig, die der Leoniden dagegen rückläufig. Die Helligkeit der Erscheinung ist bei den ersteren sehr geringen Schwankungen unterworfen, bei den letzteren dagegen sehr großen. Die Perseiden scheinen daher einen nahezu gleich dichten Ring um die Sonne zu bilden, während die Leoniden einen mehr wolkigen Ring bilden. Die Feuerkugeln scheinen mit den Sternschnuppen gleichen Ursprungs zu sein und sich nur durch die Größe der Erscheinung zu unterscheiden.

Die Feuerkugeln zerplatzen unter großem Getöse und lassen dann Steine herabfallen, die man Meteorsteine oder Aerolithen nennt. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erklärte man das Herabfallen von Steinen aus der Luft für Märchen; heute hat man ein Verzeichniß von über 300 Meteorsteinen angefertigt mit genauer Angabe des Datums ihres Falles. Man hat sie chemisch genau untersucht, und sie bestehen aus Grundstoffen, die sich auch sonst auf der Erde finden; sie sind aber trotzdem als ganz verschieden von tellurischen Gebilden zu erachten. Nach ihrem größeren oder geringeren Eisengehalt unterscheidet man Eisenmeteorite und Steinmeteorite. In der Regel sind sie von einer schwarzen Schicht überzogen und im Innern oft von weißlicher Farbe und feinen Adern durchsetzt. Die weiße Farbe rührt vom Nickelmetall her, das man oft zu 10 Procent in Meteorsteinen gefunden hat.

Manche Gelehrte behaupten auch heute noch, daß die Meteorsteine Eruptionsproducte von Mond-Vulkanen seien. Die Mehrheit der gelehrten Welt aber ist der Ansicht, daß die Sternschuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine Massen sind, die wie die Planeten um die Sonne kreisen, und, wenn sie in die Anziehungskraft unserer Erde kommen, herabfallen. Wenn man annimmt, daß außer unzähligen, einzeln um die Sonne kreisenden Massen dieser Art ganze Schwärme einen Ring um die Sonne bilden, daß ein solcher Ring an einer bestimmten Stelle die Erdbahn schneidet, so erklären sich dadurch die periodischen Sternschuppenfälle. So beschreibt der Hauptschwarm der Leoniden seine Bahn um die Sonne in 354,62 Tagen, tritt also nach je 33½ Jahren in eine besonders günstige Stellung zur Erde. Ueber die Licht-, Wärme- und Schall-Erscheinungen hat man neuerdings folgende Theorie aufgestellt: Durch ein Bruchstück oder eine Gruppe von Bruchstücken wird die Atmosphäre unserer Erde mit einer Geschwindigkeit von mehreren Meilen in der Secunde getroffen, welche dieser Geschwindigkeit selbst in großer Höhe einen bedeutenden Widerstand entgegensetzt. Infolge dessen verringert sich die Geschwindigkeit des fallenden Körpers, durch das Zusammendrücken der Luft wird Licht und Wärme entwickelt, der Meteorit rotirt und enthält eine Schmelzschicht. Die durch Druck erzeugte heiße Luftschicht fliegt zugleich mit abfliegenden, glühenden Schlackentheilchen nach allen Seiten ab und ballt sich hinter dem Meteorit zu einer Feuermasse zusammen. Der Meteor ist am Ende seiner kosmischen Laufbahn angelangt, Licht und Wärmeentwicklung hören auf; der leere Raum im Innern der Feuerkugel wird plötzlich unter gewaltiger Schallentwicklung ausgefüllt. Inneres und Aeußeres erhalten die gleiche Temperatur und der Meteorit fällt zur Erde.

Der Schimmel.

Skizze von L. Berg.

„Johann, haben Sie gestern auch den Schimmel bewegt, oder hat er gestanden?“

Diese Frage kommt etwas ängstlich von zwei rosigen Lippen, während der Bereiter den schmalen Fuß der jungen Dame in den Steigbügel stellt und die Rockfalten zurechtzupft.

„Jawohl, Comtesse, ich habe ihn zwei Stunden geritten —“

„Aber er sieht so komisch aus —“

„Komisch? Aber Comtesse müssen nicht immer so ängstlich sein — wollen Comtesse sich etwas im Sattel heben— der Schimmel geht doch so ruhig, der Kandarenzügel ist verdreht — so — so ist es gut —“

„Johann, wenn nun die Eisenbahn wieder kommt — sie kommt doch immer — wenn ich gerade unter der Brücke bin —“

Blendend weiß dehnt sich die Chaussee in der Morgensonne aus. Lautlose Stille rings umher. Nur das Knirschen des Zaumzeuges und der Hufschlag der beiden edlen Pferde.

„Johann,“ fängt die schöne junge Reiterin an, „wir wollen uns heute hinter dem Bahnübergang mehr nach links halten, vielleicht in die Starnberger Forst,“ sie hält inne. — „Hören Sie,“ fährt sie aufgeregt fort, „da kommt schon der Zug.“

Der Bereiter lächelt, — er kennt den Schimmel.

„Comtesse müssen aber den Schimmel nicht so fest halten — er thut ja nichts, und nachher wird er Ihnen fest.“

Sie hört keine Mahnung. Krampfhaft hält sie die Zügel fest, und ihre schönen, braunen Augen beobachten furchtsam das Herannahen des Ungeheuers.

Wenn nur ihr Vater als ehemaliger Kavallerist nicht so auf's Reiten hielte. Was kann sie dafür, daß sie nicht wie ihre Schwestern ist, für die keine Hürde zu hoch, kein Graben zu breit ist? Für sie ist das Pferd ein boshaftes Thier, das den Menschen übel will.

Der Zug fährt vorbei. Der Schimmel hebt ein wenig den vornehmen Kopf und dehnt die Nüstern — sonst zuckt kein Nerv an ihm.

Gott sei Dank, auch das wäre einmal wieder glücklich überstanden.

„Was ich sagen wollte,“ fährt die junge Dame fort, „wir wollen hinübereiten nach Sternberg. Um das Jagdschloß herum sind jetzt immer Gefechtsübungen — und wir kommen immer gerade zwischen die Husaren oder Ulanen mit ihren gräulichen Lanzen — ich kann das nicht leiden.“

„Wie Comtesse befehlen.“

Die Reiter verlassen die Landstraße und biegen in einen schattigen, tiefsandigen Waldweg ein. Von selbst gehen die Pferde in Trab über — sie scheinen selber Freude an dem thaufrischen Sommermorgen zu haben.

„Comtesse, der Schimmel wird zu frei,“ ruft Johann, „ein bischen mehr zusammennehmen, im Sattel zurück und die Ellbogen rangenommen“ —

„Ach J—J—Johann—nn — er ist d—d—och komisch“ — es klingt wenig zuversichtlich, „wenn n—nur k—eine Soldaten kommen — sehen oder hören Sie vielleicht schon etwas?“

„N—nein, Comtesse“ — es will Johann dünken, als sähe er im Gehölz ein schwarz-weißes Fähnlein —

Die junge Dame späht nach der anderen Seite und reitet an dem dem Feind auflauernden Posten Ulanen vorbei, ohne dieselben zu bemerken. Ihr ist nicht sehr wohl zu Muthe. Das Pferd ist ein schlimmes Thier. Man weiß nie, was es im nächsten Augenblick thun wird — es kann genau das thun, was es will, einen abwerfen, sich im Sande wälzen, — wenn man noch glatt hinunterfiele, — dann bleibt man aber im Bügel hängen, und dann kommt die Eisenbahn und dann — —

Ein Schauder geht ihr über den Leib. Den Schimmel beunruhigen diese schwarzen Gedanken nicht. Graziös hebt er die zierlichen Beine und rundet den feinen Hals, wenn ihm auch die Zügelführung etwas mangelhaft vorkommen will.

Der Wald lichtet sich. Ein großes Kartoffelfeld, von einem tief gefurchten Sandweg durchzogen, dehnt sich vor den Blicken aus. Ein Kieferngehölz schließt es ab. Tief sinken die Pferdehufe in den weißen Sand ein. Sie haben beinahe die Kiefern erreicht, da —

„Sehen Sie, da sind doch die Soldaten, lauter Husaren mit Lanzen — wir wollen umdrehen, — sehen Sie, wie unruhig ihre Pferde sind, und wenn dann unsere noch dazwischen kommen —“

„Aber, Comtesse, umdrehen — das sieht ja so aus —“ Johann sucht nach Worten.

„Ist mir ganz gleichgiltig, ich will nicht zwischen die abscheulichen Lanzen —“

Der Schimmel findet das Benehmen wunderbar und denkt mit Sehnsucht an die leichte Hand der Comtesse Frieda.

Also zurück durch den sandigen Weg. Da plötzlich Hufschlag — an der jungen Dame vorbei auf einem Rappen fliegt in leichtem Jagdgalopp ein Husaren-Offizier.

Der Schimmel vergißt alle Grundsätze — seiner tadellosen Erziehung zum Trotz fliegt er im nächsten Augenblick wie eine Schwalbe hinter dem Rappen her.

„O Gott, muß ich jetzt schon sterben,“ denkt die junge Dame, „und wie gräßlich, einem Herrn so nachzujagen, wenn er es nur nicht merkt —“ Ihr Kopf streift die tiefhängenden Kiefernzweige — sie reißen ihr den Hut vom Kopf. Ihr schönes, braunes Haar löst sich und rollt in schweren Locken auf Nacken und Schultern herab. Wie erstarrt sitzt sie da — sie hat keine Empfindung, kein Bewußtsein mehr — und der Schimmel läuft und läuft, und der Rappe wie ein böser Geist voran.

Johann ist zurückgeblieben. Helfen kann er doch nicht. Er weiß, daß der Schimmel stehen bleibt, wenn der Rappe ausparirt wird.

Der ahnungslose Reiter hält sein Pferd an und späht in das Gehölz. Da, wie eine Vision steht neben ihm der Schimmel, und auf demselben sitzt ein schönes junges Wesen mit wirr umherfliegenden Locken. Grüßend greift er an die Mütze.

Sie sieht ihn nicht — wie geistesabwesend starrt sie vor sich hin — der junge Offizier begreift. Der fehlende Hut und die zerzauste Frisur sprechen für sich. „Mein gnädiges Fräulein,“ beginnt er.

Die Stimme weckt sie. Langsam wendet sie den Kopf. Der Reiter blickt in ein blasses, vornehmes Gesicht, in ein Paar wunderschöne Augen, aus denen langsam dicke Thränen rollen.

„Aber, mein gnädiges Fräulein,“ ihm wird wunderlich zu Muthe — rathlos sieht er sie an.

„Entschuldigen Sie, bitte,“ stammelt sie — „ich glaube, mein Schimmel ging mir durch — ich konnte wirklich nichts dafür —“

„Aber, ich bitte sehr“ — er ist schon in mancher wunderlichen Situation gewesen, in einer derartigen noch nie.

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle — Randow — sind gnädiges Fräulein denn ganz allein?“

„Nein“ — sie dreht sich im Sattel um, „da hinten kommt Johann — mit meinem Hut.“ — Sie spricht noch sehr mühsam.

Oh, wenn Papa mich jetzt sähe, denkt sie. Unterdessen ist Johann herangekommen.

„So, gnädiges Fräulein,“ sagt der Offizier, „jetzt geben Sie mir Ihre Zügel, und machen Sie sich Ihr Haar etwas in Ordnung — seien Sie ganz ruhig, ich halte ihn schon — für heute hat er außerdem genug.“

Es ist ein hübsches Bild, wie die junge Dame ihr Haar zusammennimmt, den feinen Oberkörper in der weißen Blouse leicht zurückgebogen, das liebliche Profil als schwache Silhouette gegen den duftigen Morgenhimmel — noch immer blaß und sehr nervös. Graf Randows ausgeprägter Schönheitssinn nimmt jede Linie, jede Schattirung in sich auf.

„Ich danke sehr — es war wirklich sehr liebenswürdig von Ihnen,“ sagt sie leise, ohne ihn anzusehen — sie schämt sich fürchterlich.

Ob er wohl noch ein Stück mit ihr reitet? denkt er. Aber der verfluchte Dienst — er muß umdrehen.

„Gnädiges Fräulein haben mir nichts zu danken — darf ich aber sagen, auf Wiedersehen?“

Sie zögert ein wenig.

„Auf Wiedersehen — aber, bitte, nichts erzählen.“

Mit leichtem Kopfneigen reitet sie an ihm vorbei. Johann jetzt dicht an ihrer Seite. Im nächsten Augenblick sind sie in einem Seitenweg verschwunden.

Graf Randow sieht noch immer nach der Stelle — Herr Gott, ist doch die Welt so schön!

Sie sahen sich wieder auf einem Gartenfest. Er wurde ihr vorgestellt, und sie reichte ihm die Hand — was den Hausherrn etwas befremdete — und wurde sehr roth — was ihn noch mehr befremdete. Woher kannten sich die Beiden?

Als Graf Randow in der Nacht nach Hause ritt, trug er eine Rose im Knopfloch, und vor seinem Geiste schwebten zwei braune Augen, die ihn zärtlich anlächelten.